

# Aus meinem Leben

Was mich prägte und meine Seele mit Farben erfüllte

Margaretha Dubach

«Wer nicht den Klang der Musik riecht, kann die Farbe nicht hören.»

## *Kindheit und Schule in Luzern*

Geboren wurde ich am 23. Dezember 1938 in Luzern. Meine Mutter glaubte, ich hätte «überhockt», da ich als Klauskind angemeldet war und nicht als Fast-Weihnachtskind.

Vaters Familie stammt aus Romoos im Entlebuch. Eigentlich hiessen sie Duback. Der Name kommt von «dubacken», rauchen. Vermutlich waren meine Vorfahren Köhler. Dazu passt mein Sammeln von knorrigen Hölzern, Wurzeln, Baumpilzen, der Hang zum Erdigen, Verkohlten und Dunklen und zu allem, was der Wald an verfallener Schönheit bietet.

Meine Mutter kam aus dem Berner Oberland, alle Vorfahren mit blonden Haaren und melancholisch blauen Augen, im Blick eine unbekannte Sehnsucht. In ihrer Familie glaubte man an den Friesenzug, das heisst, die Seelen der verstorbenen Ahnen kehrten in den Norden ans Meer zurück. Mein Grossonkel in Wengen liess nachts immer die Stalltür offen, damit diese «Andern», die hinter der Tür warten, freien Durchgang haben.

Mein Vater war ein wunderbarer Geschichtenerzähler. Als ich ein kleines Mädchen war, nahm er sich am Abend die Zeit für einen gemeinsamen Spaziergang zu einem nahen Bauernhof. Da keimte meine Freude an der Natur. Doch in diesem bäuerlichen Umfeld zeigten sich zwei gegensätzliche Welten. Im Warteggschlössli wohnte unten die Bauernfamilie. Die Grossmutter war immer schwarz gekleidet, mit Kopftuch, wie eine Südtalienerin. Ich sehe sie heute noch auf der Treppe vor der Laube hocken und im Glas die Milch zu Anken schlagen. Ich habe auch den Geruch in der Nase, ein Gemisch von Schmierseife, frischer Wäsche, gestockter Milch und Holzofenfeuer, mit einer Prise Hühnerkacke. Im ersten Stock gab es grosse leere Räume mit Porträts, die an eine Sängerin aus einer vergangenen eleganten Zeit erinnerten. Mir war immer ein wenig unheimlich, wenn ich allein in diese vergessene Welt hinaufschlich. Ich glaubte, Stimmen und Musik zu hören, und fürchtete, in einer Ecke die tanzenden Schuhe zu sehen, die langsam auf mich zuschwebten.

Wir wohnten in der Stadt Luzern, in einem ländlichen Aussenquartier, in der Nähe des «Hirtenhofs», den Robert Zünd gemalt hat. Im «Langensand» stand auf der Krette eines der ältesten Bauernhäuser des Kantons Luzern. Abends sah ich im Gegenlicht das dunkle Haus, und an einem langen Seil flatterte Wäsche – ein biedermeierlicher Scherenschnitt. Unten in der Senke war das Käppeli zu Ehren «Maria Erscheinung», mit

frischen Blumen und zwei kleinen Kniebänken. Für die Erscheinung war wohl das angrenzende Ried mit seinen Moorlichtern verantwortlich. Hin und wieder schlich ich mich abends aus dem Haus, radelte mit dem Velo Richtung Käppeli. So gerne hätte ich ein Moorlicht schimmern sehen, leider hatte ich nie Erfolg. Weiter fuhr ich noch zum Geisterhaus, um zu sehen, ob die Bewohner die Leiter zum Fenster im ersten Stock angestellt hatten, damit im Haus nichts Ungutes geschehe.

Klavierstunden erhielt ich bei Anna Schobinger, die noch Wert auf die Anrede «Fräulein» legte. Sie war die Schwester des Kunstmalers Karl Schobinger, einem Schüler und Kollegen von Ferdinand Hodler. Er war ein Kinderschreck: In seiner Malerschürze, die vor Ölfarbe strotzte, rief er uns Kindern irgendwas nach. Wir verstanden ihn nie, denn er hatte einen Sprachfehler. Ich musste, um zum Klavier im ersten Stock zu gelangen, durch sein Atelier. Vom Boden bis zur Decke hingen kleine schwarze Bilder, die düstere Szenen zeigten: den Tod als Vogel über eine Stadt fliegend oder Unholde, die aus Bäumen und Bergen hervorkrochen. Doch Anna, die Lehrerin, mit ihrer dicken, grünen Brille, die auf die Nase geklemmt war und an Bülacher Sterilisiergläser erinnerte, zerrte mich rasch durch diese kinderschädigende Welt mit der Mahnung: «Kind, mach d’Auge zue.»

Die Schulzeit war für mich eine Qual. Ich schwänzte öfters die Schule. An kalten Tagen setzte ich mich in die Hofkirche oder in die «Jesuitere», fälschte dann die Entschuldigung, und wenn die unsichere Schrift in ihrer Echtheit angezweifelt wurde, antwortete ich kurz und knapp, meine Mutter sei krank und habe das im Bett geschrieben. Meine Eltern erlösten mich von diesem schulischen Leidensweg und schickten mich ins St. Agnes, eine von Dominikanerinnen geleitete Privatschule. Das waren feine, gescheite Frauen. Sie hatten wohl mangels eigener Familie Liebe und Verständnis für uns flausige Mädchen. Nach langem Zögern liess sich mein Vater erweichen und erlaubte mir den Besuch der Kunstgewerbeschule Luzern – heute Hochschule für Gestaltung. Ich war ein überbehütetes Einzelkind. Für meine Eltern war die Kunstgewerbeschule der Pfad, der direkt in die Auflösung der bürgerlichen Ordnung führte, ins Verderben der jungen Seelen. Für mich aber war es eine gute Zeit. Unter uns war eine Horde halb-wilder Chaoten. In diesem Biotop zwischen Genialität und dem Suchen nach eigenen Wegen wurden mir neue Welten und Werte eröffnet.

Da war unser Fachlehrer in der Grafik, Jacques Plancherel, der viel Verständnis und Geduld mit uns hatte, im sicheren Wissen, dass Flausen auch die Wiege guter Ideen sind. Max von Moos war für mich ein wunderbarer Lehrer, der mir die Augen für das Andere, das Gegensätzliche, das Unerwartete öffnete. Schon seine Sprache, der unverwechselbare Luzernerndialekt und seine bildhafte Ausdrucksweise, war von einer barocken Üppigkeit, mit der ich später in Zürich, der dreimal geschichteten Biedermeierstadt, oft aneckte. So etwa, wenn ich in blumiger Übertreibung von 1000 Nelken sprach und dann in puritanisch-zwinglianischer Art auf 374 Nelken korrigiert wurde. Ich liebe das Fabulieren und Geschichtenerzählen, wobei ich allerdings oft den Faden verliere, wie man mir strafend sagt, drei Geschichten in eine verflechte. Besser Rosinen im Kopf als Haare in der Suppe!

Geprägt haben mich auch die Kirchen und Kapellen im Luzerner Hinterland, mit den zu ewiger Ruhe hingebetteten, kostbar eingepackten, müden Gebeinen der Heiligen. In der Kapelle in Buttisholz die heilige Ottilia, eine düstere Frau mit einem Augenpaar auf einem Teller. An den Wänden silberglänzende Votivaugen, die den Betrachter mit ihren starren Blicken bannen.

Wichtig für mich war damals die Luzerner Fasnacht. In der Kunstgewerbeschule malten und formten wir Masken und gründeten die ersten Guggenmusiken. Musikalisch glänzte ich nicht sonderlich. Ich brachte es nur dank einem Schnellkurs bei unserem Nachbarn hin und wieder zu einem kläglichen Klarinettensolo.

In meinen Anfängen malte ich grosse tachistische Bilder. Mit der Kunstgewerbeschule besuchten wir das Kunstmuseum Basel, wo die ersten amerikanischen Tachisten gezeigt wurden. Im Turmzimmer von Max von Moos malten wir Gemeinschaftsbilder von gigantischen Massen, die jeweils zerlegt werden mussten, damit wir mit ihnen die Wendeltreppe hinunterkamen. In diesem Raum haben wir Ölfarbe angezündet, um gewünschte Effekte auf den Bildern zu erreichen, bis die Feuerwehr anrückte. Auch unseren einzigen Ofen im Klassenzimmer haben wir künstlerisch bearbeitet. Mit Ölstiften, die in der Hitze wunderbar auf den Kacheln zerflossen, entstanden einmalige tachistische Meisterwerke. Nur der Hauswart hatte eine andere Vorstellung von Kunst. Die Schule war in einem ehemaligen Frauenkloster untergebracht. Ein Teil der alten Räumlichkeiten beherbergte das Brockenhaus. Dort verspeisten wir unsere Znünibrote im Duft von alten Kleidern, Schuhen, Teppichen und Sanitärartikeln. Ich fand dort wundersame Dinge, die mich schon damals so faszinierten, dass ich sie mit meinem knappen Taschengeld erstehen musste. Im Winter behielten die dicken Mauern Nässe und Kälte. Wurde es wärmer, kündigte sich der Frühling mit Mörtel- und Kalkgeruch an, ein unvergleichlich sinnlicher Barometer, der die Gemüter mit Übermut erfüllte.

Später, nach Abschluss der Schule, malte ich Bilder, bei denen ich auf nasse Leinwand mit grossem Japanpinsel die Ölfarbe verfliessend auftrug, wie Aquarelle auf Reispapier in fernöstlicher Art.

### *Verheiratung und Wechsel nach Zürich*

Nach meiner Verheiratung mit Jürg Willi und dem Umzug nach Zürich entstanden surreale Collagen, ergänzt mit Federzeichnungen. Abbildungen aus alten Medizinbüchern, Herz, Nieren, Lungen, wurden zu glotzenden Kobolden und Nachtmahren. Später hat mich die Fläche nicht mehr befriedigt. Ich wollte diese Wesen aus ihrer geklebten Verbannung entlassen und sie in eine dreidimensionale Welt setzen. Es entstanden kleine Kästchen mit theatralisch-dramatischen Szenen (s. Abb. Seite 171 ). Das war die Zeit, als unsere Söhne klein waren. Ich musste, wenn sie ihre Freunde anschleppten, sogleich und plötzlich erklären, warum der Hirsch einen Menschenkörper hat und mit grossen Schritten über ein Feld von Augen schreitet. Oder weshalb Hänsel und Gretel nicht im Wald umherirren, sondern Hand in Hand auf einer Wiese spazieren, und wa-

rum diese nicht aus bunten Blumen besteht, sondern aus abgenagten Knochen. Im Hintergrund lauert nicht die Hexe, sondern ein Saurier, mit Krokotasche und Hut, die verführerische Tante Saura.

### *Anregungen durch die Provence*

Seit 1987 besitzen wir ein Haus in der Provence, ein *Mas*, dessen Entstehung ins 16. Jahrhundert zurückreicht. In den Anfängen war es Teil des nahe gelegenen Kartäuserklosters, später ein Gutsbesitz mit Buchsanlagen, Teich, Brunnen und Wasserspielen, der realisierte Traum eines Kleinversailles, das jedoch von der wilden Natur zurückerobert wurde und jetzt im Dornröschenschlaf dahindämmert. Die ehemalige Anlage kann nur noch erahnt werden, wenn man unter Gestrüpp und Hecken hindurchkriecht. Später, nach der Französischen Revolution, wurde das *Mas* zum Gutshof in einer ärmlichen Gegend, wo immer das Falsche erfolglos angepflanzt wurde.

Hier versuchte ich mit dem Licht und den Farben der Provence grossflächige Bilder zu malen. Mir wurde aber bald klar, dass ich nicht von Zürich aus planen konnte, was ich in den Sommermonaten gestalten würde. Die Natur ist stark und verleitete mich, hinzusehen und zu hören, was da krecht und fleucht. Mit dem Hund des *Gardien* durchstreifte ich die Rebberge der Umgebung und fand bizarr geformte Hölzer und Blätter, die zu Käfern und Kobolden wurden. Mit meiner Bemalung erhielten sie Leben.

Sieh da, sieh da,  
was wimmelt dort,  
schwirrt in den Lüften,  
huscht in den Klüften,  
hüllt sich in Nebel,  
halb sichtbar nur im Mondenschein,  
ein luftig Volk von Geistern.

Lachend tanzt das Wiesenvolk,  
Schattenwesen, Nebelschemen,  
schlüpfend trinken sie das Lachen aus.

Unke, verkriech dich,  
ehe die Morgenröte dich sieht,  
der Tag dich erwischt  
und die Hitze dich frisst.

Auf Hölzern, wenn es dunkelt,  
sieht man sie verzaubert stehn,  
und traumhaft summt ein Blatt,  
leise vor sich hin.

Über Auen, still und traurig,  
wie Gespenster heimatlos,  
eilt fort das Flattervolk,  
in das unbekannte Abendrot.

Es blüht kein Stern in dieser Nacht,  
ein Dämon hat geweint und hat gelacht,  
nun bin ich aufgewacht,  
weit über Mitternacht.

In unserem *Mas* erhalte ich viel Anregung. All die Geschichten, die an den alten Mauern haften und nachts durch die Gänge wehen, lassen mir Raum zum Fabulieren. Da gibt es eine grosse Gesindeküche, wo einst gelebt, gearbeitet, geliebt und Kinder geboren wurden, ein Cheminée, in dem man bequem stehen kann. Früher hockten hier die alten Frauen am Feuer und wärmten in ihren Miedern die Eier der Seidenraupen, bis die kostbaren Raupen schlüpften und in den beiden Magnanerien mit Maulbeerblättern aufgefüttert wurden. Dies war der kleine Verdienst der Frauen in dieser armen Gegend.

Unser erster *Gardien*, Gunter, ein Deutscher, der dem Leistungsdruck seiner Heimat auszuweichen suchte, zog es vor, in unserem Haus grossen Gedanken nachzuhängen, statt den total verwilderten Garten von Unkraut zu befreien. Aber zu diesem Problem wusste er guten Rat: Ziegen! Denn diese fressen Brombeeren – aber, wie sich zeigte, auf eine Brombeerstaude fünf zarte, neu gepflanzte Rosenstöcke.

Eine tolle Idee war auch, einen Zaun zu basteln, damit die Ziegen nicht die Rebstöcke des Nachbarn abfressen konnten. Zu diesem Zweck ergatterte er auf einem Flohmarkt – natürlich günstig – eine Kiste roten Garns. Damit wollte er die drei Hektaren umzäunen.

In zwei Kilometer Entfernung gibt es einen alten zusammengebrochenen unterirdischen Gang. Diesen beabsichtigte er wieder instand zu setzen und auszubauen, um ihn als Abkürzung ins Dorf zu benützen. Gunter wollte keinen Wachhund, besser seien Gänse, wie die römische Geschichte lehre. Dem war nicht so. Die Gänse vertrieben tagsüber die Handwerker, die nach langem Bitten erschienen waren, um die versprochene Arbeit endlich zu verrichten. Nachts schliefen sie brav und tief, wie wir auch. Gunter lehrte mich auch zu schiessen, zu meinem Schutz gegen die vielen wilden, streunenden Hunde, die mich beim friedlichen Spaziergang anfallen würden. Denn nach seinen Angaben werden im Sommer in Frankreich massenhaft Hunde ausgesetzt, die ahnungslose Wanderer anfallen. So überspielte er elegant seine eigene Hundephobie.

Gunter verdanke ich viele gemeinsame Entdeckungsfahrten in die damals noch frei zugänglichen Mülldeponien Frankreichs. Wir fuhren in seinem schrottreifen Opel. Für mich legte er ein Brett auf den durchgerosteten Boden seines Autos, damit ich bei seinen rasenden Talfahrten nicht aus Versehen mit den Füßen bremste.

Auf diesen Deponien fühlte ich mich wie Alice im Wunderland. Da lagen eine zertrümmerte Porzellanpuppe, noch im Kleidchen und in der Verpackung von einst, ein rosa Boudoirtisch und ein zerrissener Lampenschirm, eine Perücke auf dunkelrotem

Samtfauteuil, die Tür einer Kutsche, Fässer aus einem Weinkeller, deren Duft uns fast betrunken machte. Wir fanden eine prunkvolle Badewanne und Wasserhahnen aus glamourösen Zeiten, zersplitterte Spiegel in Rahmen mit kopflosen, goldenen Engeln, grosse Lüster, einst prächtig, wie aus einem Spielkasino. All diese Schätze beflügelten uns und inspirierten uns zu imaginären Szenen. So liessen wir ein Reich der glücklichen Schweine entstehen und möblierten unseren Lieblingen ein prächtiges Haus. Es wurde mit jeder Fahrt üppiger und barocker in seiner Ausschmückung. Wir haben viel gelacht über die Welten, die wir in unserer Fantasie entstehen liessen.

Wichtig sind für mich auch die Flohmärkte und die *Vider les greniers* in den Dörfern der Umgebung. Hier finde ich Objekte, die mich auffordern, sie mitzunehmen wie einen vergessenen Hund. Oft klebt noch ihre Geschichte an ihnen, obwohl die Zeit längst an ihnen vorbeigeht. Werkzeuge, die für immer abgelegt wurden, aber noch von ihrem Besitzer künden, so etwa ein über die Jahrzehnte verformter Griff. Oder Bücher, auch alte Gebetsbücher mit gekritzelten naiven Zeichnungen, entstanden während langer, langweiliger Predigten. Der verbeulte, durchschossene Helm eines Gefallenen und zwei Schritte daneben eine rostige Emailtafel mit der Aufschrift «mort pour la patrie». Ein Album mit vergilbten Fotos, welche die Geschichte einer Familie erzählen und von der verrückten Sinnlosigkeit eines Krieges. Der Sohn als schmucker Soldat, stolz, allein oder mit Familie. Zur selben Zeit die Schwester, mit dem Velo durch die Frühlinglandschaft radelnd, der Grossvater, Hühner fütternd, vor der Haustür, derweil die ersten Karten von der Front eintreffen, witzig, mit Soldatenhumor oder glamourösen Damen. Später Briefe voller dunkler Ahnungen. Eine letzte Karte zu Weihnachten, verschneite Landschaft mit Goldschrift und Glimmer, auf der Rückseite: «Ich weiss nicht, ob ich diese Weihnachten noch erlebe. Euer Sohn François...» Spätere Fotos zeigen: Das Leben geht weiter. Erstkommunion des kleinen Bruders im schwarzen Anzug mit der ersten langen Hose und der weissen Schleife am Arm, Hochzeitsfotos der Schwester, später als Mutter mit drallem Säugling auf weissem Bärenfell.

Auch die Umgebung des *Mas* bietet bunte Geschichten und Bilder. Einst war sie ein Eldorado für Aussteiger der 68er-Jahre. Jetzt leben hier nur noch Restbestände der einstigen Revolutionäre, die weiterhin weltfernen, fantastischen Ideen nachhängen, an die sie selbst nicht mehr recht zu glauben vermögen. Sie regten mich an zu meinen Geschichten *Die Recken von Ura Paho* und *Fahrt in die Ewigkeit*. Sie sind in Wang Schan, dem Wandermönch, zu erkennen, der mit seinen Weisheiten die Novizen nervt und sie herausfordert, mit List und Humor die Belehrungen des Meisters zu hintertreiben.

In unserer europäischen Märchen- und Sagenwelt geht es meist darum, dass das Böse bestraft wird und das Gute siegt, eine Schwarz-Weiss-Malerei, an der germanische Erdschwere haftet. Da gibt es kein Fliegen und Träumen in den Lüften und kein Lachen über das Stolpern der eigenen Füsse. Das unbekannte Land Ura Paho und das Fehlen einer historischen Zeit geben mir Freiheit für die Figuren und ihre Handlungen.